



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Siina Tiuraniemi

Frischluftvergiftung
bei minus 20 Grad

Roman

Aus dem Finnischen von
Tanja Küddelsmann

dtv



Deutsche Erstausgabe 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© Siina Tiuraniemi & Minerva Kustannus Oy, 2013
Titel der finnischen Originalausgabe:
›Kukkia Birgitalle‹ (Minerva, Helsinki 2013)
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
unter Verwendung eines Fotos von gettyimages/Mario Lalich
Gesetzt aus der Minion 11,1/15 pt
Satz: Bernd Schumacher, Friedberg
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany· ISBN 978-3-423-26169-2

Für Timo

1. Birgitta

Das »Pflegeheim Sonnenschein« leuchtete im sonnenbeschie-nenen Schnee. Man hätte fast auf den Gedanken kommen können, der Name würde genau darauf anspielen, aber mir war natürlich sofort klar, dass er allen weismachen sollte, hier wäre die Heiterkeit persönlich zu Hause. Stünde zum Mittagessen »Gärtnerschmaus« auf dem Speiseplan, läge auf dem Teller garantiert ein Haufen Tiefkühlgemüse, und mit der gleichen Logik schloss ich, dass trotz aller Bemühungen um Sonnen-schein der Bewölkungsgrad hier nicht gerade unerheblich war.

Das Pflegeheim war ein gelber, einstöckiger Ziegelbau, ziemlich deprimierend, und höchstwahrscheinlich hatte sich gleich nach Fertigstellung der Schimmel überall eingenistet. Ein schimmeliges Gebäude zur Aufbewahrung von Leuten in schlechtem Zustand.

Das alles ging mir durch den Kopf, während ich dastand und argwöhnisch das Bild betrachtete, das sich mir bot. Das Win-tersonnenlicht potenzierte sich in den Schneewehen und ließ die Augen tränen, und mein gesamtes Selbstvertrauen hatte sich anscheinend in den Bieren vom Vorabend aufgelöst. Ich schob die Mütze an meiner schwitzigen Stirn hoch und runter und überlegte fieberhaft, wie ich mich halbwegs gesittet aus dem Staub machen konnte. Mir fiel nichts ein.

Die Jalousien und rot-gelb-grün karierten Vorhänge hinter den blitzblanken Fenstern ließen ahnen: Man musste sich

auf eine original Inneneinrichtung aus den achtziger bis neunziger Jahren gefasst machen, mit Plastikteppichen, dreibeinigen Alvar-Aalto-Hockern und dekorativer Kunst. Ich schüttelte mich beim Gedanken an die Mischung aus klinischem Krankenpflegergeruch und muffiger Hinfälligkeit, der da drinnen unvermeidlich umherwaberte. Klinische Muffigkeit. Ich wusste nicht, was schlimmer war, reingehen oder draußen in der stechenden Helligkeit stehen bleiben.

Als ich näher kam, fiel mir auf, dass hinter den großen Fenstern neben der Eingangstür fünfzehn trübe, aber aufmerksame Augenpaare verfolgten, wie ich mir Gedanken über das Gebäude machte – die Bewohner des Pflegeheims. Da saßen sie im Speisesaal, mit winzigen Kaffeetassen in den zitternden Händchen, und schlugen die Zeit tot. Saßen da und hofften, dass etwas passieren würde. Das Geglötze setzte mir immerhin so zu, dass ich keine Lust mehr hatte, mit meinem Blumenstrauß in der Hand weiter dumm rumzustehen. Stattdessen ging ich mit gespielter Entschlossenheit auf die Eingangstür zu. Je schneller ich drin war, desto schneller wäre ich auch wieder draußen, versuchte ich mich aufzumuntern. So kriegte man es bestimmt im Logikkurs an der Uni beigebracht, nur dass ich es mal wieder nicht geschafft hatte, mich anzumelden. Aber Logik spielt in Pflegeheimen und deren direkter Umgebung keine Rolle. Dort steht die Zeit einfach still. Je schneller ich in eine andere Richtung gehen würde, desto wahrscheinlicher war es, dass ich nie ans Ziel käme, dachte ich. Aber ich handelte nicht danach.

Sauber, aber leblos. Ich stellte mir den Staub vor, der unter Fußleisten und Möbeln herumlungerte. Das Foyer und die von ihm abgehenden Korridore waren wie eine Spinne mit langen Beinen. Durch die Glastür zum Speisesaal konnte ich die

Horde hutzeliger Gestalten sehen, die immer noch am Tisch saßen und Stielaugen machten; als sie sich zu mir umdrehen, meinte man fast, ihre Wirbelsäulen knarzen zu hören. Am hinteren Ende des Speisesaals stand ein verlassener Verkaufstresen. Auch die Rezeption im Foyer sah verlassen aus, sie hatte überhaupt nichts Willkommenheißendes an sich, dort standen bloß eine Keramikvase, in der graue Trockenblumen vor sich hin dörrten, und ein paar angegrabbelte Broschüren. Eine jüngere Frau, ihrer Kleidung nach keine Heimbewohnerin, kam ins Foyer gelaufen. Auf ihrem weinroten T-Shirt feixte eine neongelbe Sonne, und darunter stand in Comicschrift »Pflegeheim Sonnenschein«. Das Namensschild machte einen offiziellen Eindruck. Also stakste ich heran und fragte noch im Gehen: »Hallo, wo finde ich denn Birgitta Kangas?«

Die Frau blieb stehen und musterte mich misstrauisch. Das merkte man am Neigungswinkel ihres Kopfes und an ihrer leicht abgewandten Körperhaltung, aber es war auch in der Atmosphäre zwischen uns zu spüren. Peinlich berührt blieb ich ein paar Meter von ihr entfernt stehen. Eigentlich weiß man ja ganz gut, wer und wie man so ist als Mensch, aber manchmal, wenn man jemanden zum ersten Mal trifft, dann sieht man sich selbst auf einmal mit den Augen dieser anderen Person. Und dann ist es oft genug so, dass einem das, was man sieht, nicht gefällt. Ich sah, dass ich der Frau suspekt vorkam. Wahrscheinlich verdächtigte sie mich, ein junges, dürres Schlitzohr zu sein, das einen alten Verwandten besuchen kam, um sich irgendwie zu bereichern. Und ja, es ist bestimmt leichter, einem umnachteten Greis Medikamente zu mopsen, als eine Apotheke auszurauben.

Folgendes wurde mir bewusst: Mein Bart war unordentlich, undefinierbare Haarsträhnen hingen unter der Mütze heraus,

meine Jeans hatte ein Loch am Knie, unter der Winterjacke schlabberte der Saum einer verwaschenen Strickjacke herum, und meine Turnschuhe waren auch dreckig. Außerdem spürte ich, wie meine Poren das Gift von gestern ausdünsteten, und bekam Angst, ich könnte verdächtig riechen. Ich versuchte, etwas mehr Haltung anzunehmen, steckte die Hand in die Jackentasche und stieß auf eine Selbstgedrehte, die ich dort vergessen hatte. Ich rollte sie zwischen den Fingern hin und her wie einen Rosenkranz, um mich zu beruhigen. Ist schon komisch, da denkt man, man gehört mit seinem Look einer bestimmten Gruppe an, aber sobald man aus seinem persönlichen Kontext gerissen wird, begreift man plötzlich, dass dieser Look außerhalb der Gruppe oft einen völlig falschen Eindruck vermittelt. Outfitrassismus gibt es überall, und er fühlt sich nicht gut an. Wenn ich mich dazu durchringen würde, mich zu rasieren und eine ordentliche Hose anzuziehen, wenn ich mir die Haare kämmen und ein offenes Lächeln aufsetzen würde, dann würden viele Menschen deutlich anders auf mich reagieren, das war mir schon klar. Aber ich fand, das war nicht mein Problem, sondern das der anderen.

»Hallo. Wer sind Sie denn?«, fragte die Frau.

»Meine Mutter ist die Cousine von Birgitta«, sagte ich und setzte dabei meinen treuherzigsten Blick auf. »Ich soll sie besuchen, weil meine Mutter keine Zeit hat.«

Ich wollte ihr vermitteln, dass ich nur der junge Bohemien bin, der eine Nachricht überbringt, mit ganz und gar reinem Herzen.

»Ach so, na, das ist doch nett«, sagte die Frau und deutete ein Lächeln an, auch wenn ich den Eindruck hatte, dass es ihr ziemlich egal war. Sie zeigte in eins der Spinnenbeine. »Birgittas Zimmer ist am Ende des Ganges, die letzte

Tür rechts, der Name steht dran. Da vorne an der Wand ist Desinfektionsmittel.«

Zum Dank zog ich die Mundwinkel kurz hoch und stetzte zum Desinfektionsmittelspender. Ich pumpte so theatralisch viel heraus, dass es mir von den Handgelenken zu den Ellbogen herunterlief, und bog in den Korridor ein. Die Leuchtstoffröhren an der Decke strahlten dermaßen, dass kein einziges Eckchen unbeleuchtet blieb. Wahrscheinlich eine Frage der Sicherheit, aber von dem hellen Licht wurde mir schlecht.

Vom Korridor gingen fünf Türen ab. Vier davon waren geschlossen, aber durch eine sah ich in ein Zimmer, in dem ein winziges Männlein im Rollstuhl saß und erwartungsvoll herauslinste. Ich nickte ihm zu. Das Männlein drohte mir mit der Faust und knurrte wie ein Tier. Oder hatte ich mich versehen und verhört?

An der letzten Tür rechts stand auf einem Schild an der Wand der Name, den ich suchte. Ich hob die Faust, um anzuklopfen, und für eine Sekunde fiel mir der Gnom im Rollstuhl wieder ein, doch ich tat das Bild als Halluzination ab. Schließlich sieht der Mensch manchmal, was er sehen will. Andererseits weiß ich nicht, warum ich ausgerechnet ein Männlein mit erhobener Faust hätte sehen wollen. Doch das Knurren war ein echtes Knurren gewesen, es kam tief aus der Kehle, ein richtiges Kehlknurren.

Schließlich schüttelte ich den Kopf und beschloss, dass es keine Rolle spielte, was das für ein Gnom gewesen war, und klopfte an. Schnell stopfte ich mir die Haare etwas ordentlicher unter die Mütze, zog die Hose hoch und wischte mir ein paar nicht vorhandene Staubkörnchen von der Jacke, als wäre so noch was zu retten. Aber wenn ich nun schon die mir bis dahin unbekannte Birgitta zum ersten Mal besuchte, war es doch

wünschenswert, wenigstens in letzter Sekunde sein Bestes zu tun und in möglichst ordentlichem Zustand aufzulaufen.

Auf mein Klopfen kam keine Antwort. Ich fragte mich, ob das der Moment war, in dem ich noch kehrtmachen und später sagen konnte, ich hätte mein Möglichstes getan, aber meine geneigte Gesellschaft sei ja nicht erwünscht gewesen. Ich würde die Blumen einfach an die Türklinke hängen und guten Gewissens nach Hause gehen. Aber nein, das war nicht der Moment. Natürlich nicht. Ich klopfte noch einmal, diesmal lauter. Jetzt war ganz eindeutig ein krächzender Laut zu hören. Ich räusperte mich, öffnete die Tür einen Spalt und lugte hinein.

Das Zimmer lag im Halbdunkel, die Jalousien waren fast ganz geschlossen. Das meiste Licht kam von einem Fernseher, der von der Wand starrte und in dem ohne Ton irgendeine Daily Soap lief. Am Fenster ein Tisch und zwei Stühle, an der Wand eine Kommode und ein Schrank, eine Tür (höchstwahrscheinlich zum Badezimmer), ein hoher Nachttisch und daneben ein Krankenhausbett, in dem eine merkwürdig abgebrochene Gestalt lag. Zuerst wusste ich nicht, was mich irritierte, aber dann stellte ich fest, dass ihre Beine an den Knien einfach aufhörten. Die Beine, die sich unter der Decke abzeichneten, waren nicht komplett. Keine Zehen, keine Füße, keine Schienbeine.

»Tag«, flüsterte ich, denn ich hatte das Gefühl, in diesem Dämmerlicht könnte man nicht normal sprechen. Doch ich lag falsch.

»Was zischelst du da?«, dröhnte eine Stimme vom Bett.
»Und wer zum Henker ist da überhaupt?«

Ich trat ein, ließ aber die Tür absichtlich hinter mir offen. Im Bett lag eine Frau von – grob geschätzt – über sechzig, allem Anschein nach Birgitta.

»Hallo, ich bin Miska, meine Mutter ist deine Cousine, Anne Tammi«, sagte ich schnell und machte einen großen Schritt auf sie zu, die Hand schon zum Schütteln ausgestreckt.

Birgitta beäugte mich argwöhnisch. Man könnte denken, man gewöhnt sich irgendwann an das argwöhnische Beäugtwerden, aber nein, es tut jedes Mal weh.

Birgitta hatte eine sehr originelle Frisur: Sie hatte sich vor vielleicht einem halben Jahr eine Dauerwelle machen und die Haare färben lassen, was dazu führte, dass die Hälfte der Haare jetzt glatt und grau an ihrem Kopf anlag und der Rest lockig und grell orange in alle Richtungen abstand. Birgittas Gesicht war blass und vor Missmut und Feindseligkeit ganz zerknittert. Schließlich zog sie ihren Arm unter der Decke hervor und griff kräftig nach der kalten Hand, die ich ihr hinstreckte.

»Und was willst du hier?«

Am liebsten hätte ich gesagt, das frage ich mich auch, aber ich lächelte einfach nur. Wenn man als Kind gelernt hat, dass man ältere Menschen respektieren soll, dann lässt man sich auch ziemlich merkwürdiges Benehmen gefallen. Würde irgendjemand in meinem Alter mich mit so viel Gleichgültigkeit und Hochmut behandeln wie die meisten älteren Leute, würde ich garantiert nicht lächeln, sondern ihm klipp und klar sagen, was ich davon halte. Zum Glück werden die meisten Menschen erst als Rentner unfreundlich. Für ältere Leute ist es außerdem lebensnotwendig, dass Kinder den Respekt vor dem Alter lernen, denn wenn sie das nicht bis ins Mark eingetrichtert bekämen, hätte kaum jemand Lust, sich später um die pöbelnden Tattergreise zu kümmern.

»Mama hat gesagt, ich soll dir Blumen vorbeibringen«, sagte ich und streckte ihr den eingepackten Strauß hin. »Sie selber schafft es nicht, sie ist mit Papa verreist.«

Birgitta taxierte mich mit zusammengekniffenen Augen.

»Du verdammter Idiot, denkst du, ich packe hier im Bett irgendwelche blöden Blumen aus, wo ich noch nicht mal Beine habe!« Sie kam immer mehr in Fahrt, die letzten Worte brüllte sie geradezu.

Allmählich begriff ich: Birgitta hatte irgendeine psychische Störung. Vielleicht diese Krankheit, bei der die Leute Schimpfwörter und Beleidigungen von sich geben, ohne es zu wollen – wie hieß sie doch gleich? Tourette-Syndrom? Ich beschloss, dass ich keine Lust mehr hatte.

»Dazu braucht man die Beine doch gar nicht«, sagte ich.

»Was?«, schrie Birgitta.

»Du hast mich schon verstanden.«

Ich ging mit den Blumen in der Hand zum Tisch und wickelte sie aus. Ich hatte Tulpen gekauft. Meine Mutter ist so eine, die sich für alles mögliche Neue begeistern kann, und ich weiß noch, als ich klein war, gab es mal eine Lasst-Blumen-sprechen-Phase, wo alle Blumen eine Bedeutung hatten. Das war allerdings keine Erfindung von meiner Mutter, sie hatte das in einem Buch gelesen. Wenn man zum Beispiel jemandem drei gelbe Rosen schenkt, dann wünscht man ihm entweder den Tod oder gesteht ihm seine tiefe Liebe, und die Botschaft lautet jedes Mal anders, je nach Sorte oder Farbe oder Anzahl der Blumen. Also hatte ich bunte Tulpen gekauft, damit meine Blumenbotschaft möglichst viele Deutungen erlaubte. Tulpen, weil sie ziemlich billig waren und weil zum Beispiel Rosen als Mitbringsel für eine unbekannte Pflegeheimbewohnerin zu romantisch gewesen wären. Es fehlte noch, dass ich ausgesehen hätte, als wollte ich ihr einen Heiratsantrag machen.

»Wo gibt es denn hier Vasen?«, fragte ich, ohne Birgitta anzusehen.

»In dem Schrank draußen auf dem Gang«, sagte sie schroff.

Ich holte eine schlichte Glasvase, füllte sie im Badezimmer mit Wasser und stopfte die Tulpen hinein. Dann stellte ich das Ganze auf den Tisch.

»Oder soll ich sie dir näher heranholen?«, fragte ich und setzte mich auf den Stuhl neben dem Bett. Birgitta schüttelte den Kopf. Da saß sie unter ihrer Decke und starrte mich mit ihren dunklen Knopfaugen an. Die Hände lagen gefaltet in ihrem Schoß.

»Na«, sagte ich, um wenigstens etwas zu sagen, »was ist denn mit deinen Beinen passiert?«

Birgitta fixierte mich noch schärfer. Es war kaum vorstellbar, dass das ging, aber sie tat es.

»Amputiert«, sagte sie düster.

»Und warum?«

Ich wunderte mich selbst über meine Direktheit. Andererseits: Ich bin zwar auch sonst nicht gerade ein Botschafter des guten Benehmens, aber wenn dir jemand schon zur Begrüßung Beleidigungen um die Ohren haut, dann können sich aus meiner Sicht beide Seiten kleine Freiheiten herausnehmen.

»Ich gebe dir jetzt einen Rat fürs Leben«, sagte Birgitta und verfiel in bedeutungsvolles Schweigen. Anscheinend erwartete sie, ich würde sie anflehen, mir ihre Weisheiten zuteilwerden zu lassen. In Wirklichkeit interessierte es mich nicht die Bohne. Ich kann Ratschläge fürs Leben nicht ausstehen. Doch schließlich siegte das Mitleid, und ich sagte: »Und zwar?«

»Leg dir keinen Diabetes zu«, sagte Birgitta feierlich.

»Verstanden«, sagte ich ebenso feierlich.

»Und wenn du dir aus Versehen doch einen einfängst, dann sauf nicht.«

»Das wird schon schwieriger.«

Da lächelte Birgitta. Ihr ganzes zerknittertes Gesicht leuchtete plötzlich auf und wurde geradezu entzückend, zwischen ihren dünnen Lippen zeigten sich kleine Zähnchen, und ihre Nase kräuselte sich niedlich. Sie fing an, fast mädchenhaft zu kichern. Verwirrt warf ich ihr einen Blick zu und überdachte meine Diagnose noch einmal: Vielleicht war sie ja manisch-depressiv. Als ich ins Zimmer gekommen war, hatte sie sich gerade in der depressiven Phase befunden, und jetzt war die Manie dran. Vielleicht wechselten die Phasen ja ziemlich schnell, oder vielleicht war ich gerade am Wendepunkt hereingekommen. Birgitta kicherte so lange, bis sie einen furchtbaren Hustenanfall bekam, der partout nicht enden wollte. Sie gestikuliert in Richtung Badezimmer, aber ich wusste nicht, was sie wollte. Wollte sie aufs Klo? Wollte sie, dass ich aufs Klo gehe? War im Bad etwas, das sie haben wollte? Oder war dort etwas, das sie nicht wollte? Ich verstand sie nicht, also saß ich bloß da und suhlte mich in meinem Unverständnis. Schließlich kam eine Pflegerin ins Zimmer gestürmt, holte aus dem Bad eine Kanne mit Wasser und goss Birgitta etwas ins Glas. Birgitta trank wie besessen und musterte dann die Pflegerin.

»Na, das hat aber gedauert«, fauchte sie. Dann sah sie mich an. »Und du. Zuerst dachte ich, ich hab es nur mit einem Deblen zu tun, aber nein, du bist ja total schwachsinnig.« Dann richtete sie den Lichtkegel ihres Wutblicks wieder auf die Pflegerin. »Bring uns doch zwei Tassen Kaffee, wo der Mikko schon mal so freundlich war, mich zu besuchen, und mir sogar die Blumen da mitgebracht hat.«

»Miska«, korrigierte ich.

»Was?«, fragte die Pflegerin.

»Miska. So heiße ich«, sagte ich.

»Ach sooo«, sagte die Pflegerin und gab mir damit zu verstehen, dass ihr mein Name völlig gleichgültig war.

»Miska also.« Birgitta sah mich kritisch an. »Deine Mutter war ja schon immer prosowjetisch, ein Wunder, dass sie dich nicht Wladimir genannt hat.«

Die Pflegerin schüttelte das Kopfkissen auf und zupfte die Bettdecke zurecht, und Birgitta sah aus, als würde sie gleich ihre reizenden Zähnchen in das vielbeschäftigte Patschehändchen der Pflegerin schlagen. Schließlich flappte die Pflegerin auf ihren Gesundheitssandalen aus dem Zimmer und schloss die Tür. Am liebsten wäre ich hingernnt, um sie wieder zu öffnen, denn die geschlossene Tür verdichtete die Trostlosigkeit der Situation noch weiter. Vom Korridor her hatte sich immerhin ein kleines bisschen Linderung hereingestohlen.

»Deine Mutter war eine stramme Linke«, sagte Birgitta zufrieden und zeigte mit ihrem dünnen Finger auf mich. Vor meinem geistigen Auge sah ich diese Dschungeltiere, die sich mit ihren winzigen Saugnapffingern an klebrigen Bäumen entlanghangeln und überall ihre feuchten Spuren hinterlassen.

»Du auch?«

»Davon weiß ich nichts«, sagte ich und dachte an meine Mutter, deren linke Einstellung sich bestimmt irgendwann in den siebziger Jahren verloren hatte, denn heute war davon nichts weiter übrig als Birgittas schwache Erinnerung. Es fiel mir jedenfalls sehr schwer, mir meine Beamtenmutter in ihrem Hosenanzug bei den Kundgebungen am 1. Mai vorzustellen.

»Aber dein Vater wählt die Sammlungspartei, oder?«, fuhr Birgitta fort und wedelte dabei scharfsinnig mit dem Finger.

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, sagte ich und dachte an meinen Vater, der vermutlich der unpolitischste und normalste Ingenieur auf der ganzen Welt war, und ich wusste nicht das

Geringste von seinen politischen Neigungen, zum Teil sicher deswegen, weil er keine hatte. Papa wählte wohl kaum eine Partei, höchstens eine Person, wenn überhaupt. Wahrscheinlich latschte er in die Wahlkabine, machte aber gar kein Kreuz und war darauf auch noch stolz.

»Doch, tut er, das sieht man sofort«, behauptete Birgitta. »Und bei dir sieht man auch schon von Weitem, dass da ein Linker ankommt. Dein Bart ist besser als der von Arhinmäki oder Che, zu Castro fehlt dir allerdings noch ein Stückchen. Aber du bist ja jung, das hat also noch Zeit«, nickte sie großmütig. Dann versank sie in ihren Gedanken, und in ihren Augen wurde es düster. Anscheinend ging es jetzt mit hohem Tempo in die nächste depressive Phase.

»Und hier liegt man jetzt also rum und guckt sich im Fernsehen diese halbdebilen amerikanischen Kapitalisten an, die gehen ins Restaurant und bestellen was, aber wenn die Getränke kommen, gehen sie. Diese Alkoholverschwendung will mir nicht in den Kopf, verdammt noch mal, die sollten besser mal hierherkommen und filmen, was Leute ohne Beine so an Dramen und Tragödien durchmachen!«

Wieder schrie sie die letzten Worte. Ich dachte, besser ganz still sein und warten, bis sie sich beruhigt. Ich saß also da und betrachtete Birgitta, die schnaubend verfolgte, wie reiche und schöne Menschen durch irgendwelche Kulissen stolperten. Hätte ich mich dazu aufraffen können, hätte ich Birgitta erklärt, dass die bestellten Getränke deshalb nicht getrunken würden, weil die Serien Billigproduktionen seien. Es sei extra Arbeit für die Continuity, sicherzustellen, dass bei einem neuen Take in den Gläsern genauso viel Flüssigkeit war wie vorher. Vielleicht unterschätzte ich Birgitta ja auch, aber wenn ich ihr das gesagt hätte, dann hätte ich ihr anschließend gleich

noch erklären müssen, was ein Take ist und wie eine Fernsehserie generell gemacht wird, und ich hatte absolut nicht das Gefühl, dazu in der Lage zu sein. Ich hätte ihr auch sagen können, dass in den Gläsern kein echter Schnaps sei. Aber vielleicht wusste Birgitta das. Oder ich hätte nur ihre Illusion zerstört. Ich weiß es nicht, das wurde nie aufgeklärt, denn ich hielt den Mund.

Die Pflegerin brachte auf einem Tablett zwei Kaffeetassen, eine Thermoskanne, ein Sahnekännchen, ein Zuckerschälchen und auf einem Teller zwei Hefeteilchen mit Butterfüllung. Sie stellte das Tablett vor mir auf den Tisch. Auf dem Namensschild an ihrem T-Shirt stand Sisko P. Mein Blick schwenkte von ihrem T-Shirt auf die kleinen Kaffeetassen. Winzig kleine Kaffeetässchen sind fast genauso unerträglich wie winzig kleine Sahnekännchen. In die Tässchen passen immer nur andert-halb Schluck Kaffee und ins Sahnekännchen nur ein paar Tropfen, sodass ich meistens gleich alles in meine Tasse schütete, und es reicht noch nicht mal. Die Pflegerin goss Kaffee in die eine Tasse, gab Sahne und drei Stück Zucker dazu, dann servierte sie sie Birgitta und ging zur Tür.

»Danke!«, kiekste ich ihr noch hinterher, aber im selben Moment hatte sie uns schon wieder in dem freudlosen Raum allein gelassen.

Ich goss auch in meine Tasse Kaffee und Sahne und nahm mir eins von den Hefeteilchen. Birgitta rührte ihren Kaffee mit großem Gekirre um. Ich riss mir rund um die Butterfüllung Stücke von meinem Teilchen ab. Das ist so meine Art beim Essen, von einem Butterbrot esse ich zuerst die Kante, und beim Berliner hebe ich mir die marmeladigste Stelle bis ganz zuletzt auf. Mit einem Schluck hatte ich die Kaffeetasse schon fast ausgetrunken. Die Sahne kam mir ungewohnt vor – so

ist das, wenn man seinen Kaffee normalerweise mit fettarmer Milch trinkt. Natürlich musste ich mir gleich einen zweiten Kaffee einschenken, und natürlich war dafür nicht mehr genug Sahne übrig. Den Hang älterer Leute zu kleinen Kaffeetassen kapiere ich wirklich nicht. Womöglich ist das so ein Überbleibsel aus der Nachkriegszeit, als es vielleicht wirklich nur anderthalb Schluck Kaffee pro Nase gab.

Birgitta fing an, sich zu entspannen. Sie stellte die Tasse auf ihrem Schoß ab, sah ganz ruhig fern und wirkte fast ausgeglichen.

»Möchtest du ein Teilchen?«, fragte ich schließlich, als ich befürchtete, sie würde allmählich einschlafen. Birgitta zuckte zusammen und warf mir einen verängstigten Blick zu. Sie nickte. Ich reichte ihr den Teller mit dem Hefeteilchen. Sie nahm ihn und starrte mich weiter verängstigt an. Ich ging zurück zu meinem Stuhl.

»Hör mal«, begann Birgitta fast schüchtern. »Könntest du mir beim nächsten Mal vielleicht Schnaps mitbringen?«

»Was?« Ich hoffte, ich hätte sie falsch verstanden, aber mir war natürlich sonnenklar, dass ich sie richtig verstanden hatte.

»Ich bin Alkoholikerin«, sagte Birgitta und sah mir direkt in die Augen. Mich beschlich das Gefühl, sie wollte mir ihr Herz ausschütten und endlich ernst genommen werden. Ich wiederum wollte nichts davon hören, aber ich wusste auch nicht, wie ich mich jetzt hätte aus der Affäre ziehen sollen.

»Ach so. Aber vielleicht ist es dann ja gut, dass du keinen Schnaps kriegst.«

»Was soll daran denn gut sein?«, schnaubte Birgitta, und plötzlich war sie überhaupt nicht mehr schüchtern und ausgeglichen. »Du bist also nicht bloß schwachsinnig, sondern auch ein kompletter Idiot. Ich bin schrecklich alt. Ich habe keine